

FRANK BORSCH

ALIEN EARTH -
PHASE 3

ROMAN

HEYNE <
EBOOKS

FRANK BORSCH

ALIEN
EARTH

PHASE 3



Roman

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichnis

[Das Buch](#)
[Der Autor](#)
[Widmung](#)

[KAPITEL 1](#)
[KAPITEL 2](#)
[KAPITEL 3](#)
[KAPITEL 4](#)
[KAPITEL 5](#)
[KAPITEL 6](#)
[KAPITEL 7](#)
[KAPITEL 8](#)
[KAPITEL 9](#)
[KAPITEL 10](#)
[KAPITEL 11](#)
[KAPITEL 12](#)
[KAPITEL 13](#)
[KAPITEL 14](#)
[KAPITEL 15](#)
[KAPITEL 16](#)
[KAPITEL 17](#)
[KAPITEL 18](#)
[KAPITEL19](#)
[KAPITEL 20](#)
[KAPITEL 21](#)
[KAPITEL 22](#)
[KAPITEL 23](#)
[KAPITEL 24](#)
[KAPITEL 25](#)
[KAPITEL 26](#)

[KAPITEL 27](#)

[KAPITEL 28](#)

[KAPITEL 29](#)

[KAPITEL 30](#)

[KAPITEL 31](#)

[KAPITEL 32](#)

[KAPITEL 33](#)

[KAPITEL 34](#)

[KAPITEL 35](#)

[KAPITEL 36](#)

[KAPITEL 37](#)

[KAPITEL 38](#)

[KAPITEL 39](#)

[*Copyright*](#)

Das Buch

Das Jahr 2066. Zwei Millionen Aliens haben sich in den Körpern von Menschen manifestiert. Vom ersten Moment an werden die Fremden in Menschengestalt gejagt: um sie zu schützen und zu vergöttern, um sie zu misshandeln und zu lynchen - oder sie zu verkaufen. Die Vereinigten Staaten von Amerika und Arabien, die globale Supermacht, zahlen eine Kopfprämie für jeden lebenden Alien. Schließlich steigt Pasong, der Anführer der Fremden, aus der Tiefsee auf. Er bringt Antworten. Die Aliens sind keine Eroberer, sondern Flüchtlinge. Und ihre Verfolger sind entschlossen, die Aliens zu töten - auch um den Preis, die Erde und die Menschheit dabei zu vernichten.

Aus der Trilogie ALIEN EARTH sind »Phase 1« und »Phase 2« für den Kurd-Laßwitz-Preis als beste deutsche Science-Fiction-Romane des Jahres nominiert. »Alien Earth - Phase 1« wurde erfolgreich für die Bühne adaptiert und im Theaterhaus Jena uraufgeführt.

Der Autor

Frank Borsch, geboren 1966, lebt in Freiburg. Seit 1997 arbeitet er - mit wechselndem Schwerpunkt - als Übersetzer, Journalist, Autor und Redakteur. Er übersetzte zahlreiche Superheldencomics wie Daredevil oder Hulk ins Deutsche, publizierte zu diversen Internet- Themen und etablierte sich als Stammautor der PERRY-RHODAN Serie. Mit ALIEN EARTH wendet er sich nun der nahen Zukunft der Erde zu.

Mehr zu Frank Borsch und der Trilogie ALIEN EARTH finden Sie unter www.alienearth.de und blog.alienearth.de

Für Geli und Tim

»Was hinter uns und was vor uns liegt, sind Unwichtigkeiten im Vergleich zu dem, was in uns liegt.«

- *Ralph Waldo Emerson (1803-1882), Philosoph*

»Wie du bist und wo du bist, ist unwichtig im Vergleich zu dem, dass du bist.«

- *Pasong (∞), Alien*

KAPITEL 1

Der 2. November 2066. François würde diese Nacht niemals vergessen. Sie war der Anfang des Endes.

Eustace kam wie immer nach Einbruch der Dunkelheit zu ihm. Und wie immer war seine erste Frage: »Hast du zu essen?«

»Ja.« François zeigte auf den gedeckten Tisch an der Seite der Halle, die das gesamte Obergeschoss der Villa einnahm. Eustace legte Gewehr und Rucksack ab, und François beeilte sich, seinem Leibwächter, der zu seinem Liebhaber geworden war, den Weg freizugeben. In seiner Hast streifte Eustace ihn mit dem Armstumpf, als er an ihm vorbei zum Tisch rannte, der im Halbdunkel lag.

Das Wenige an Helligkeit, das in die Halle fiel, stammte von den Lichtern Freetowns, das sich unter ihnen über die Hügel bis zum Meer erstreckte. François hatte bald gelernt, dass sein Liebhaber so am ungezwungensten war: Eustace war ein Mann, der in der Dunkelheit gedieh, das Halbdunkel ertrug und das Licht mied.

Der Leibwächter verneigte sich und flüsterte seinen Dank. Die Akustik der Halle trug seine Worte an François' Ohren: »Gepriesen seist du, großer Jan de Hart. Dir und deiner Human Company verdanke ich diesen Genuss!«

Einen Augenblick lang verharrte Eustace in Ehrfurcht. Dann machte er sich über das Essen her, das der große Jan de Hart zu Lebzeiten nicht angerührt hätte, selbst wenn er kurz vor dem Verhungern gestanden hätte. Er hatte das Gute gewollt. Und wer Gutes wollte, musste auch Gutes essen, so Jan. Die Fertigmahlzeiten auf dem Tisch, in schreiend bunte Plastikverpackungen gepresst – Importe aus den USAA, der einzigen Nation der Welt, die noch glaubte, sie könne sich eine solche Ölverschwendung leisten

-, hätten ihn in einen Wutanfall getrieben. Es war ungefähr das Letzte, was Jan unter einer guten Mahlzeit verstanden hätte - und für Eustace die Erfüllung eines Traums, für den sich François nicht zu schade war. Er war nicht Jan. Außerdem war Jan tot. Er selbst musste weiterleben, irgendwie.

François ging an den Tisch, setzte sich auf den freien Stuhl und beobachtete seinen Liebhaber. Anfangs hatte es ihn verletzt, dass Eustace ihn über einen mit Junkfood überladenen Tisch einfach vergaß, aber nachdem seine erste, trotzig Wut abgeklungen war, hatte er erkannt, dass der Leibwächter ihn damit nicht kränken wollte. Sein Verhalten war einfach eine Folge dessen, was Eustace ausmachte: Leidenschaft.

Grenzenlose Leidenschaft, die blind machte für alles, was nicht das augenblickliche Objekt ihrer Begierde darstellte.

Es knisterte, als Eustace die Verpackungen aufriss und mit seinem gesunden Arm den Inhalt herausstülpte. Er griff in eine Plastikschiene. Seine Finger schlossen sich um ein halbes Dutzend Schokoladenkekse und stopften sie in den Mund. Brösel und Keksstücke, an denen Schokolade haftete, regneten auf die Tischdecke herab, als er den übergroßen Bissen kaute. Eustace wischte die Hand am Hemd seiner Uniform ab und griff sich einen Hotdog. Die Wurst war zusammen mit Senf, Ketchup und Mayonnaise in den Teig eingebacken. Er schob den Hotdog gegen den Stumpf, in dem sein linker Arm endete, und versuchte ihn mit den Fingern der verbliebenen Hand zu öffnen. Es gelang ihm. Aber nicht so, wie er es gewollt hatte: Der Hotdog schnellte aus der Verpackung, als bestünde er aus Gummi, schoss davon und rollte über den Hallenboden. Eustace sah ihm nach. Er beugte sich vor, um sich den Hotdog mit einem langen Satz zu sichern. Dann entsann er sich, wo er war, warf François einen ebenso dankbaren wie lauerten Blick zu, grunzte und griff nach der nächsten Packung.

François machte keine Anstalten, ihm zu helfen. Einmal hatte er vor dem Eintreffen seines Liebhabers alle Verpackungen geöffnet, um es dem Einhändigen leichter zu machen. Es hatte nicht viel gefehlt, und Eustace hätte auf François angelegt und das Magazin seines TAR-21 in den Mann gejagt, den unter allen Umständen zu beschützen er geschworen hatte. So, als hätte François ihn mit dem Aufreißen der Verpackungen in einem Akt unnötiger Grausamkeit um den besten Teil des Abendessens betrogen. Eustace war weder willens, sich in seinem Wirklichkeit gewordenen Traum der Völlerei stören zu lassen, noch war er erbaut darüber, daran erinnert zu werden, dass er eigentlich ein einarmiger Bürgerkriegskrüppel war, der es nur dem großen Herzen und der Menschenkenntnis Jan de Harts zu verdanken hatte, zum Leibwächter aufgestiegen zu sein. Seitdem hielt sich François zurück und stellte fest, dass er es auf eine merkwürdige Weise genoss, Eustace beim Öffnen der Verpackungen zuzusehen. Es war abstoßend und imponierend zugleich.

Mit den Zähnen gelang es Eustace, die nächste Folie aufzureißen. Er stopfte den Hotdog in den Mund. Nach zwei, drei Bissen war er verschwunden. Mit einem tiefen Schluck aus einer XXXL-Flasche Cola spülte Eustace nach.

Einige weitere Packungen Hotdogs, Kekse und Chips später rülpste der Leibwächter. Er trank einen letzten Schluck Cola, betrachtete einen Moment lang die leere Flasche mit einem beinahe verliebten Blick und warf sie mit demonstrativer Lässigkeit über die Schulter. Dann wandte er sich seinem Herrn zu, lächelte ihn mit dem perfekten, leuchtend weißen Gebiss an, das nicht zu seinem geschundenen Körper passen wollte, und stürzte sich auf das Nächste, was er begehrte: François.

François kippte nach hinten weg. Holz splitterte, als der Stuhl unter der Wucht des Aufpralls in die Brüche ging, die Lehne bohrte sich schmerzhaft in seinen Rücken. Er schrie auf. Eustace kümmerte es nicht. Der Leibwächter rollte ihn

herum, schleuderte die Reste des Stuhls mit solcher Kraft davon, dass sie gegen die Panzerscheiben prallten, die auf Freetown blickten, und machte sich über François her. Er riss ihm die Kleider vom Leib, entledigte sich seiner eigenen und verschlang ihn. Eustace tat es mit derselben Leidenschaft, mit der er gegessen hatte: schnörkellos, auf den bloßen Akt reduziert. Mit einem gemeinsamen Aufschrei kamen sie.

Anschließend folgte der Teil, den François am meisten schätzte: Eustace schlief ein.

Ohne Übergang verließ seinen Liebhaber die Spannung. Der Körper, eben noch so hart wie der Steinboden der Halle, erschlaffte. François arbeitete sich unter ihm hervor, achtete darauf, Eustaces Kopf sanft auf dem Boden abzulegen. Er schlich hinunter in das Bad und wusch sich. Dann füllte er einen Eimer mit lauwarmem Wasser und trug ihn zu Eustace, der unverändert, als wäre er tot, an Ort und Stelle lag, und wusch ihn.

Eustace besaß den faszinierendsten Körper, den François je berührt hatte. Zu klein geraten, weil er als Kind niemals genug zu essen gehabt hatte, und das Wenige, was er bekommen hatte, nie das enthalten hatte, was er zum Gedeihen benötigte. Verstümmelt, weil in dem dreißigjährigen Bürgerkrieg Sierra Leones sich die Macheten, mit denen die Menschen einander geschlachtet hatten, unweigerlich auch gegen die Krios gerichtet hatten, jene Volksgruppe, der Eustace angehörte. Geschunden, weil keine der sogenannten Armeen, für die Eustace gekämpft hatte, es sich hatte leisten können, auch nur einen Gedanken an das Wohlergehen ihrer Soldaten zu verschwenden.

François tauchte den Schwamm in das Wasser, drückte ihn aus und wusch den Schweiß ab, der in Perlen auf Eustaces Stirn stand. Die breite Narbe, die sich von der Stirn schräg über den Kopf zog, betupfte er vorsichtig. Sie war so empfindlich, dass Eustace sich im Schlaf aufbäumte, wenn er zu fest drückte.

Der Dank, den Eustace vor jedem Essen flüsterte, war angebracht: Hätte Jan damals nicht beschlossen, das Hauptquartier der Human Company nach Westafrika und in das zu verlegen, was von Sierra Leone und seiner Hauptstadt Freetown übrig gewesen war, Eustace wäre längst tot. Von Machetenhieben zerstückelt, von der Salve eines TAR-21 zerfetzt oder einfach an einer der Krankheiten verendet, die in den verseuchten Brunnen und Wasserläufen des Landes gediehen. Den verschiedenen Aidsstämmen, die Afrika entvölkerten, hatte Eustace widerstanden. François hatte den Leibwächter vor ihrer ersten Nacht untersuchen lassen. Die Ärzte hatten eine Vielzahl von Antikörpern gefunden, die Eustaces Körper eigenständig entwickelt hatte. Daraufhin hatten sie ihn eine Woche lang zur Ader gelassen, um ihm schließlich noch ihre eigenen Antikörper zu spritzen und François ein Attest zukommen zu lassen, das einem Freibrief gleichkam.

François tauchte den Schwamm erneut ein, widmete sich dem restlichen Körper. Dem Arm, der in einem bleichen, unregelmäßigen Stumpf endete. Dem von Junkfood aufgeblähten Bauch, der innerhalb von Stunden zu seiner üblichen Straffheit zurückfinden würde. Den Schenkeln, die man beide durchschossen hatte.

Eustace war hässlich, eine Gestalt aus einem Albtraum. Die ganze Hässlichkeit des Daseins hatte ihn gezeichnet. Was zog ihn, François Delvaux, den Mitgründer der Human Company, den Freund des Schönen im Leben, daran an? Er hätte den widerwärtigen Krüppel aus seiner Leibwache werfen sollen, statt mit ihm zu schlafen. Aber er brachte es nicht über sich. Weder Eustace davonzujagen, noch, nicht mehr mit ihm zu schlafen. Es musste gerade das sein: die Hässlichkeit. Eustaces Hässlichkeit faszinierte ihn. Sie legte Zeugnis davon ab, was ein Mensch überleben konnte und dass er trotz der Verstümmelungen blieb, was er war: ein Mensch.

Eustace rülpste. Im Schlaf die Augen geöffnet, die ins Leere starrten, warf er den Kopf herum. Im nächsten Moment kehrte das Leben in seinen Blick zurück. Er war drohend, wie immer. Als bedeute das Aufwachen für den Leibwächter die Rückkehr in eine Welt, vor der er pausenlos auf der Hut sein musste, wollte er überleben.

François hielt dem Blick stand. »Willst du mich etwas fragen?«

»Ja.«

Der Leibwächter holte seinen Rucksack, den er am Eingang neben dem Gewehr abgelegt hatte, ging mit ihm zu einem der großen, bodentiefen Panzerglasfenster und ließ sich im Schneidersitz nieder. Er zog seine Kleider nicht wieder an. Die Nacht war warm, und Eustace schämte sich nicht für seinen Körper. François setzte sich neben ihn, und gemeinsam blickten sie über Freetown, das sich zu ihren Füßen erstreckte.

Die Stadt war seit der letzten Nacht, die sie miteinander verbracht hatten, erneut gewachsen. Am Anfang, als François und Jan mit den ersten Vorkommandos an Land gegangen waren, hatte es dort nur Schwärze gegeben. Undurchdringliche Schwärze, jede Nacht von Schüssen und Schreien durchdrungen. Tagsüber war Freetown wie tot gewesen. Die einzigen Menschen, die man gesehen hatte, waren die Leichen von der vorigen Nacht gewesen. Dann hatten sie den Company-Stützpunkt befestigt. Die Scheinwerfertürme hatten eine Insel aus Licht aus der Schwärze herausgeschnitten. Der Stützpunkt war gewachsen, hatte die Stadt verschlungen, als Menschen aus aller Welt sich der Human Company anschlossen. Sie strömten nach Freetown, um zu beweisen, dass der Mensch gut ist, und um Kontakt zu den Aliens aufzunehmen. Letzteres war gelungen. Und im selben Moment, als die Human Company im Sommer das Bündnis mit den Seelenspringern geschlossen hatte, waren die Dämme

gebrochen. Seitdem wucherte Freetown, wischte die Schwärze beiseite.

So weit François' Blick reichte, sah er Licht. Es stammte von den provisorischen Bauten, die die Hügel wie eine zweite Haut bedeckten, von den Schiffen, die sich bis an den Horizont vor der Küste Westafrikas drängelten, von den Flugzeugen, die einander den viel zu knapp gewordenen Luftraum streitig machten. Es schien, als habe die halbe Menschheit gleichzeitig beschlossen, in diesen Tagen, die die letzten der Erde sein mochten, an den Ort zu kommen, wo Menschen und Seelenspringer einander in Frieden begegneten.

François und die Company hatten vor dem Ansturm kapituliert. Er hielt nach außen einen Anschein von Führung aufrecht, ansonsten hatten er und sein engster Zirkel sich eingegraben, auf einige wenige Punkte wie den ehemaligen Wasserturm, in dem François wohnte, konzentriert. Bewacht wurden sie von Männern wie Eustace, einheimischen Veteranen des Bürgerkriegs, mit denen sich weder Menschen noch Aliens anzulegen getrauten.

»Das hier verstehe ich nicht«, sagte Eustace, den der Ausblick nicht zu interessieren schien. Das Licht, das von draußen einfiel, war hell genug, damit man lesen konnte, und schwach genug, um sich weiter wie in einer schützenden Höhle zu fühlen. Es war der einzige Grund, aus dem Eustace am Fenster saß. Der Anblick der Stadt bedeutete ihm nichts.

Der Leibwächter zeigte auf seinen Reader, den er auf dem Boden vor ihnen ausgebreitet hatte. Das Lesegerät war eine blattgroße Displayfolie, robust und faltbar. Eustace hatte es immer bei sich, eingehüllt in mehrere Schichten Polsternoppen und eine wasserdichte Tüte. Er war ein Geschenk von François, und Eustace betrachtete es als seinen wertvollsten Besitz, wertvoller noch als sein Gewehr, das er nur ablegte, wenn er zu François in die Villa kam.

»Was verstehst du nicht?« François beugte sich vor.

Mithilfe des Readers hatte er Eustace das Lesen beigebracht. Es hatte keine sechs Wochen gedauert. Der Leibwächter hatte förmlich aufgesogen, was François ihm anbot, den Rest hatten die Lernprogramme des Displays und Eustaces Hartnäckigkeit erledigt.

»Hier.« Eustace zeigte mit einem dünnen Finger auf eine Textstelle. »Hier heißt es: ›der Menschheitsverräter Jan de Hart‹.«

»Ja. Was verstehst du daran nicht?«

»Wie kann man so etwas über den verehrten Jan de Hart sagen?«

»Unterschiedliche Menschen haben unterschiedliche Ansichten.«

»Aber das ist gelogen.«

»Sagst du.«

»Ich weiß, dass es gelogen ist.«

»Ich auch.«

»Wieso unternimmst du dann nichts dagegen? Sie ziehen Jan de Hart in den Schmutz!«

»Ich weiß. Aber ich kann nichts dagegen tun.«

»Wieso nicht? Die Aliens sind deine Freunde.«

»Verbündete. Und nicht meine, sondern die der Company.«

Eustace zuckte die Achseln. »Nenn sie, wie du willst. Sie sollen dir helfen.«

»Das ist nicht so einfach.«

»Die Aliens sind von den Sternen zu uns gekommen. Ihre Seelen können von Körper zu Körper springen.«

»Das ist wahr. Aber es gibt Dinge, die auch ihnen unmöglich sind.«

Eustace erwiderte nichts, aber es war ihm anzusehen, dass er François nicht glaubte. Er klickte den anstößigen Text weg; die Worte stammten von einer der vielen angeblich unabhängigen Sites, die die Aliens und alles, was mit ihnen im Bunde stand, verteufelten. Mit wenigen

Ausnahmen waren sie – offen oder im Verborgenen – von den USAA finanziert.

Der Leibwächter las weiter, klickte sich von Site zu Site mit einer Geschwindigkeit, die François immer noch verblüffte. Schließlich stellte Eustace die Frage, die er jedes Mal stellte: »Wieso ist die Company nach Freetown gekommen?« Es war, als könne er immer noch nicht glauben, dass er errettet worden war.

François gab ihm stets dieselbe ehrliche Antwort: »Weil Jan es so gewollt hat.«

»Wieso wollte Jan de Hart es?« Eustace sagte immer Jans ganzen Namen und immer mit Ehrfurcht.

»Weil Jan an das Gute im Menschen glaubte«, antwortete François und wünschte sich im Stillen, dass Jan in seinem Denken und Handeln weniger konsequent gewesen wäre. Dann wäre der Attentäter nie zu ihm durchgekommen, und er würde noch leben. »Und weil er glaubte, dass es keinen besseren Ort für unsere Zwecke gab als Freetown.«

Eustace nickte ernst, als bedeute ihm François' Aussage die Welt. Was sie auch tat. Jan de Hart, der Mitgründer der Human Company, war sein Retter. Niemand konnte jemals an Jan heranreichen. Aber Jan war tot, also, so schien es François, hielt sich Eustace an das Nächstbeste: seinen Ex-Partner.

Der Leibwächter hob wieder den Kopf und fragte: »Wieso traust du den Aliens?«

»Wie kommst du darauf, dass ich den Seelenspringern vertraue?«

»Ihr Anführer war hier«, sagte Eustace. »Ich habe ihn gesehen. Du hast Abmachungen mit ihm getroffen. Die Company hilft den Aliens.«

»Woher willst du das wissen?« François teilte vieles mit dem Leibwächter, aber eines niemals: Company-Angelegenheiten.

»Alle wissen es. Die Straßen der Stadt sind voll von Leuten, und jeder weiß es.«

François überlegte einen Augenblick. Dann sagte er:
»Nehmen wir an, es ist so. Stört dich das?«

»Ja. Ich traue diesem Pasong nicht.«

François ebenso wenig. In diesem Raum, in dem er und Eustace ihre Nächte verbrachten, hatte er dem Anführer der Aliens gegenübergestanden. Er hatte gelernt, dass Pasong nicht nur über zahllose Körper verfügte, sondern auch über mindestens ebenso viele Gesichter.

»Wieso nicht?«, fragte er den Leibwächter.

»Mir gefällt nicht, was er tut.«

»Was weißt du darüber?«

»Nicht viel. Du sagst mir ja nichts. Aber ...«

»Aber ...?«

»Ich habe Augen im Kopf. Es sind einfach zu viele.«

»Zu viele was?«

»Gewehre.« Eustace zeigte auf den Eingang der Halle, wo er sein TAR-21 gegen die Wand gelehnt hatte. »Es ist nicht gut. Es sind zu viele Leute in der Stadt. Und zu viele haben Gewehre. Ganz neu und glänzend und mit viel Munition. Das macht mich unruhig.«

François erging es nicht anders. Das war nicht, was er gewollt hatte. Jan und er hatten die Human Company zu zwei Zwecken gegründet: um friedlichen Kontakt zu den Aliens herzustellen und um zu beweisen, dass eine Welt ohne Gewalt möglich war. Der friedliche Kontakt zu einer Fraktion der Aliens – den Seelenspringern – war hergestellt. Mehr noch: Die Seelenspringer hatten sich mit der Company verbündet. Unter ihnen, in den Labors der Stadt, arbeiteten Menschen fieberhaft daran, das Know-how beider Seiten zu verschmelzen. Doch das Bündnis hatte einen Preis: Waffen. Täglich erhöhte sich die Zahl der Gewehre, die Pasong im Auftrag der Company fertigen und verteilen ließ. Heute Morgen hatten sie die 500-Millionen-Marke erreicht.

»Mir auch nicht«, sagte François. »Aber es muss sein.«

»Glaubst du?«

»Ja. Wir brauchen die Technologie der Aliens. Ohne sie sieht die Zukunft der Menschheit düster aus. Wir können uns glücklich schätzen, dass wir überhaupt etwas besitzen, was Pasong wertvoll genug erscheint, um es im Austausch zu akzeptieren.«

Eustace dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: »Das verstehe ich. Aber Gewehre ...«

François wollte nichts davon wissen. Er hörte seine eigenen inneren Zweifel in jeder wachen Minute, seit er den Handel mit Pasong besiegelt hatte. Er wollte sie nicht auch noch von seinem Liebhaber hören. François beugte sich vor, zog Eustace an sich und küsste ihn. Eustace blieb steif, dann gab er sich einen Ruck und nahm François ein zweites Mal. Anschließend schmiegte er sich in einer erdrückenden Umarmung an ihn und schlief auf dem nackten Betonboden ein.

François wachte über ihn, wie er es immer tat. Er blickte über die Lichter Freetowns, genoss Eustaces Wärme und fragte sich, ob er richtig gehandelt hatte, als er Pasong die Ressourcen der Company überantwortet hatte. Sie würden alle sterben, Menschen wie Seelenspringer, hatte ihm Pasong versichert, wenn sie nicht gemeinsam handelten. Andere Aliens, die Seelenbewahrer, jagten die Seelenspringer. Die Seelenbewahrer würden die Erde vernichten, wenn sie sich nicht wehrten. Sie würden vor nichts zurückschrecken, um ihre Feinde zu töten.

Hatte Pasong ihm die Wahrheit gesagt? François bezweifelte es. Aber wie auch immer, was glaubte Pasong mit einer halben Milliarde Sturmgewehren zu erreichen?

François fand weder eine Antwort auf diese Frage, noch fand er Schlaf.

Eustace erwachte, wie üblich, kurz bevor die Dämmerung einsetzte. Er verbrachte niemals die ganze Nacht mit François. Schon wollte er wortlos davonschlüpfen, doch François ließ es nicht durchgehen. Er folgte ihm zur Tür, wo Eustace den Sitz seiner Uniform in dem großen Spiegel

kontrollierte, das TAR-21 überprüfte und schulterte. Einen Augenblick lang blieben die beiden auf der Stahlgittertreppe stehen, die zum Hang führte. Unter ihnen lag das glitzernde, brummende Freetown, über ihnen erstreckte sich der dunkle, stille Sternenhimmel, im Osten zeichnete sich die erste Aufhellung der nahenden Dämmerung ab.

»Pass auf dich auf!«, flüsterte François. »Wir seh...«

Er brach ab. Grelles Licht explodierte über ihnen, zerriss den Himmel. Eustace schrie auf. Er sprang in die Deckung der Türfüllung, riss noch in der Bewegung das Gewehr von der Schulter und richtete es nach oben. François stand einfach da und starrte in den Himmel.

Ein Leuchtstreifen zog schräg über den Himmel. Er erinnerte François an eine Sternschnuppe, nur dass er viel heller und größer war - und er war nur der Anfang. Dutzende, Hunderte Leuchtstreifen, schmerzhaft hell, explodierten am Himmel, zogen ihre Bahnen der Erde entgegen.

Es war, als ...

Eustace sprach es aus.

»Der Himmel! Er brennt!«, brüllte er, legte an und leerte das Magazin seines Gewehrs in den Brand.

Als die Echos seiner Schüsse verhallt waren, zwang François den Blick nach unten, um nach seinem verängstigten Liebhaber zu sehen.

Eustace war verschwunden.

Es war einmal ein Planet. Er hieß Erde.

Die Erde war ein ganz besonderer Planet. Das bedeutet mächtig viel. Das Universum ist riesig und leer. Deshalb ist jeder Planet besonders. Aber auf der Erde entwickelte sich Leben. Das macht sie so ganz besonders.

Das Leben lebte. Es ging an Land. Es wurde riesig (Dinos!), von Zeit zu Zeit bekam es einen mächtigen Schlag auf den Hinterkopf (Meteor & Dinos!), aber das machte nichts. Das Leben ging ja weiter.

Dann, vor ein paar Jahren, geschah etwas ganz, ganz, ganz Besonderes: der Mensch. Plötzlich gab es ein Leben, das sprechen, Werkzeuge benutzen und Maschinen bauen konnte und überhaupt viel cleverer war als das übrige Leben. Oh, und noch was: Der Mensch war frech. Und frech, das weiß jeder, kommt weiter.

So weit, dass es ganz plötzlich zehn Milliarden Menschen gab und sie mit frech nicht mehr weiterkamen. Das war ziemlich blöd, und die Clevereren unter den Menschen machten sich ganz schön Sorgen.

Hätten sie sich aber sparen können. Denn dann kamen die Aliens. Und plötzlich war alles anders. Die einen Menschen machten sich vor Angst in die Hose. Das war blöd. Denn wenn einem Kacke am Hintern klebt, kann man nicht klar denken. Das weiß jeder. Die anderen konnten gar nicht abwarten, dass die Aliens aus der Umlaufbahn herunterkommen und uns aus der Sch... (du weißt schon;-)) helfen würden, in die wir uns geritten hatten. Auch ziemlich blöd. Mama und Papa sind immer dann nicht um die Ecke, wenn man sie wirklich braucht. Weiß jedes Kind. Und ein paar Leute haben so getan, als gehe sie das Ganze gar nichts an. Das war -'tschuldigung für den Ausdruck, aber ist halt so - saublöd. Die Aliens sind zu uns gekommen, nicht wir zu ihnen, also heißt es aufpassen. Sie sind größer als wir. Und große Leute können ganz schön fies zu kleinen Leuten sein, sogar dann, wenn sie es gar nicht wollen.

Und das wollen die Aliens auch gar nicht. Ist nur so, dass sie Streit haben. Die einen heißen »Seelenspringer« und sind zuerst gekommen. Von Sigma V, und - flutsch!, sind ihre Seelen in Menschen gerutscht. Wieso? Auf Sigma V ist es anscheinend gar nicht so prall, also haben sie beschlossen abzuhaue. Blöd nur, dass die anderen Aliens - die »Seelenbewahrer« - es gemerkt haben und ihnen hinterher sind. Und damit ist - wieder'tschuldigung für den Ausdruck, aber es ist halt, wie's ist - die Kacke am Dampfen.

Die Springer sind sauer, weil die Bewahrer sie nicht in Ruhe lassen; die Bewahrer sind sauer, weil die Springer abgehauen sind, und keiner von den beiden will nachgeben. Nicht mehr lange, und die beiden gehen aufeinander los, und – das ist das Blödeste von allem – sie machen es bei uns zu Haus, auf der Erde!

»Wie sage ich's meinem Kind?« – Eine Hilfe für Eltern in schwierigen Zeiten (Version Jungs, Alter 11 bis 14. Versionen für weitere Altersgruppen erhältlich)

- Auszug aus AlienNet-Subprojekt »Alien Earth – der Atlas der neuen Erde«

Stand: 30. Oktober 2066

KAPITEL 2

»Das da vorne links. Über Australien!«

Rodrigo dirigierte Wilbur mit derselben Bestimmtheit zu dem Patronenschiff, die ihm in allen Dingen anhaftete, seit sie sich mit ihrem U-Boot, das keines war, in die elektromagnetische Riesenkanone der Seelenspringer eingeschleust und sich in den Orbit über die Erde hatten schießen lassen.

»Ja!«, rief Rodrigo. »Genau den meine ich. Sachte jetzt!«

Wilbur gab in Gedanken Gegenschub, und die *Superhero* reagierte augenblicklich, als handle es sich bei ihr um eine nahtlose Fortsetzung seines Körpers. Er warf einen Blick zu Rodrigo. Der ehemalige Lauscher der *Strawberry Bitch* saß kerzengerade im Copilotensitz, den Blick starr auf den dunklen, an eine auf dreißig Meter Länge aufgeblasene Patrone erinnernden Umriss gerichtet, der sich vor ihnen aus der Schwärze des Alls schälte. Rodrigo sah gut aus, besser denn je sogar. Die Sorgenfältchen um seine Augen, die sich in den Jahren in seine Haut gegraben hatten, als sie erfolglos in der klapprigen *Strawberry Bitch* über dem Pazifik Alien-Artefakten nachgejagt waren, existierten nicht mehr. Sein Bauchansatz war verschwunden. Seine Bewegungen waren trotz der Schwerelosigkeit, die jeder Tätigkeit einen Dämpfer aufsetzte, kraftvoll und präzise. Rodrigo schien zehn, vielleicht zwanzig Jahre jünger. Es war ein Schein, der trog: Stimmt nur die Hälfte dessen, was Wilbur sich über Rodrigo aus seinen Beobachtungen zusammenreimte, war sein Kamerad alterslos geworden, vielleicht sogar unsterblich.

Rodrigo hatte seinen Körper hinter sich gelassen. Er – seine Essenz, das, was ihn ausmachte – lebte im Bordrechner der *Superhero*. Der jugendlich frische Rodrigo,

der neben Wilbur saß, war lediglich eine Projektion, nicht gebunden an die Gesetze der stofflichen Welt.

Allerdings hinderte dies Rodrigo nicht daran zu bestimmen, was in der stofflichen Welt geschah.

»Langsam, langsam!«, wies er Wilbur an.

»Wer steuert hier: ich oder du?«, entgegnete der ehemalige Bordingenieur der *Bitch*. Er konzentrierte sich, glich mit einem letzten Schubstoß Geschwindigkeit und Kurs der *Superhero* dem Patronenschiff an. Gleich darauf ging ein Schlag durch das Schiff, als wäre jemandem ein Werkzeug in der Schwerelosigkeit entglitten und gegen die Bordwand geprallt. Wilbur zuckte zusammen; es war widersinnig, aber er konnte sich nicht helfen: Während der Monate, die er unter den Seelenspringern verbracht hatte, war er frei von Furcht gewesen, selbst dann, wenn ihn nur ein strahlender Kokon aus Energie, die weder er noch irgendein anderer Mensch verstand, vor dem Druck in zehn Kilometern Meerestiefe geschützt hatte. Aber hier im Vakuum, das einen Bruchteil der Belastung für den Rumpf der *Superhero* darstellte, ging ihm jedes Geräusch direkt ins Mark.

»Hero, bist du so weit?«, fragte Rodrigo.

»Schon längst!«

Auf einer Hälfte der Cockpitscheibe, die gleichzeitig als Display diente, erschien ein neues Bild: der Japaner in der geöffneten Schleusenkammer der *Superhero*. Hinter ihm der Rumpf des Patronenschiffs und dahinter wiederum, in dem schmalen Ausschnitt, der blieb, die Erde, die sich unter ihnen drehte. Es war Tag geworden über Australien. Mehrere tausend der über 60 000 Patronenschiffe, die in einer Vielzahl verschiedener Orbits die Erde umkreisten, glänzten im Licht der Morgensonne.

»Dann los!«, rief Rodrigo.

»Okay!« Hero stieß sich aus der Schleusenkammer ab. Er trug einen der Raumanzüge, die er mithilfe der Seelenspringer konstruiert hatte. Einen Anzug - ging es Wilbur in diesem Moment auf -, wie er ihn Diane gegeben

hatte, als sie ihre Kameradin allein in der Schleusenhalle der Seelenspringer unter dem Marianengraben zurückgelassen hatten. Ob sie noch lebte? Wilburs Verstand hatte eine klare Antwort darauf: natürlich nicht. Dank Diane schwebten sie hier oben und spuckten den Aliens in die Suppe. Die Seelenspringer würden ihr kein Pardon gegeben haben. Zumindest hätte er, Wilbur, es an ihrer Stelle nicht getan. Aber da war noch das Gefühl, das Wilbur nicht abzuschütteln vermochte. Er kannte Diane. Sie war nicht totzukriegen. Und er hatte die Seelenspringer kennengelernt. Pasong war ihm fremd geblieben, ein Rätsel. Kannten er und seine Gefährten das menschliche Konzept »Rache«?

Diane lebte. Wilbur spürte es.

»Die Schleuse muss am Bug liegen«, dirigierte Rodrigo.

Hero gab mit einem Handzeichen zu verstehen, dass er verstanden hatte, und schwebte in die angegebene Richtung. Der Japaner hatte darauf verzichtet, sich mit einer Leine zu sichern. »Unnötig«, hatte er Wilbur gegenüber beteuert. Jetzt verstand Wilbur, wieso. Heros Rücken glühte auf, als er den Antrieb des Anzugs zuschaltete. Er erinnerte Wilbur an ein Glühwürmchen in der Nacht. Wieder musste er an Diane denken. Sie trug einen Anzug desselben Typs wie Hero. Wilbur stellte sich vor, wie sie in ihrem Anzug durch die Schwärze der Tiefsee glitt, während ihr Magenkrebs sie auffraß. Sie war ganz allein. Die Vorstellung bedrückte Wilbur. Sie schien ihm schlimmer als alles, was die Seelenspringer Diane antun könnten.

»Gefunden!«, rief Hero.

Er schwebte über dem Bug des Patronenschiffs und zeigte auf den Rumpf. Rodrigo schaltete mit einem Gedanken das Display auf Heros Helmkamera. Eine Fuge zeichnete sich im Rumpf ab, glatt, wie mit einem Messer geschnitten.

»Machst du auf, Rodrigo?«

»Einen Augenblick.«

Rodrigo, die Projektion, sank mit geschlossenen Augen zurück. Von hinten kam unregelmäßiges Klopfen. Wilbur drehte sich um. Rodrigo, der Körper, schlug mit allen vieren aus. Er hing fest; die Platte, welche die Seelenspringer auf seinen Wunsch im Rücken eingelassen hatten, war in der Bordwand der *Superhero* eingerastet. Harmloses Gekasper, hatte Rodrigo ihm einmal versichert, als er ihn verstört angeschrien hatte. Eine Reaktion seines Körpers auf die Intensität der Konzentration, wenn sein Geist sich anschickte, in das Niemandsland des Seelenspringer-Netzwerks einzudringen. Jeder Vorstoß beschwor einen Gegenstoß der Seelenspringer herauf, und sein Körper reagierte wiederum auf diesen. Aber was bedeutete das schon? Außerdem, so Rodrigo, handelte es sich nur um eine Phase, einen Übergang. Eines Tages würde er sich seines Körpers ganz entledigen.

Harmlos ... unnötig ... Wilbur hörte solche Versicherungen in letzter Zeit oft von seinen Kameraden. Zu oft. Rodrigo und Hero hatten sich in den Monaten, die sie bei den Seelenspringern verbracht hatten, ganz auf die Aliens eingelassen. Die Seelenspringer hatten ihnen jeden Wunsch erfüllt. Wilburs Kameraden hatten sich förmlich auf das Angebot gestürzt. Rodrigo hatte sich in ein Geistwesen verwandelt, das in Datennetzen lebte, und Hero hatte sich ein Fahrzeug bauen lassen, dessen Vielseitigkeit keine Grenzen zu haben schien: die *Superhero*. Diese gemeinsame Erfahrung schien die beiden Männer auf eine Art und Weise zusammenzuschweißen, die ihn, Wilbur, außen vorließ. Und während sie ihre hochfliegenden Pläne schmiedeten, gaben sie ihm Pseudoaufgaben wie die, die *Superhero* zu steuern, um ihn beschäftigt zu halten.

Das Schlagen von Rodrigos Gliedern verlangsamte sich, hörte auf. Rodrigo, die Projektion, richtete sich wieder auf. »Und?«, fragte er, an Hero gerichtet.

»Schleuse öffnet sich«, antwortete der Japaner.

Über Heros Helmkamera verfolgte Wilbur, wie die Schleuse langsam, dann mit einem abrupten Schwung aufging.

»Ich gehe rein.« Hero atmete schwer. »Drückt mir die Daumen!«

»Tun wir!«, versicherte Rodrigo – und hielt sein Wort: Die Projektion drückte beide Daumen so fest, dass die Finger sich weiß verfärbten. Es war der absurdeste Anblick, den Wilbur seit Langem gesehen hatte. Und, wenn er es sich recht überlegte, hatte er in letzter Zeit wenig gesehen, das nicht absurd gewesen wäre.

Hero glitt in die offene Schleuse des Patronenschiffs.

»Wilbur, pass auf, dass wir nicht abdriften!«, wandte sich Rodrigo an ihn.

»Klar«, brachte Wilbur hervor und schluckte den Rest, der ihm auf der Zunge lag, herunter. Was bildete sich Rodrigo ein? Sie waren im Vakuum, nicht auf See. Waren Vektor und Geschwindigkeit von zwei Objekten erst einmal angeglichen, gab es fürs Erste nichts mehr zu tun. Und fürs Erste hieß in diesem Zusammenhang für die nächsten Millionen Jahre. Rodrigo musste nervös sein. Das war die Erklärung. Wilbur schielte zu dem ehemaligen Lauscher herüber. Er drückte jetzt nicht mehr die Daumen, sondern rieb sich die Hände, als könne er es kaum ertragen, untätig dazusitzen.

Hero kam nicht weit. Kaum war er in das Patronenschiff eingedrungen, versperrte ihm eine Wand den Weg. »Rodrigo, Wilbur – es *ist* eine Schleuse!«, rief Hero. Seine Stimme war hoch und aufgereggt. Seit sie die Erde hinter sich gelassen hatten, wirkte der Japaner wie ausgewechselt. Von der alten Zurückhaltung war wenig geblieben. Rodrigo dagegen schien den umgekehrten Weg zu gehen: Der ehemals ausgelassene Brasilianer wurde mit jedem Tag schweigsamer und zog sich in sich selbst zurück – oder in das Netz der Seelenspringer? Und wenn es so war, machte es einen Unterschied?

»Gut«, antwortete Rodrigo. »Das stimmt mit dem überein, was ich aus dem Alien-Netz herausquetschen konnte. Ich schließe jetzt das äußere Schleusentor.«

»In Ordnung!«

Das Tor der Schleuse schwang zu, schloss Hero ein. Sie hörten ein Zischen. »Luft!«, rief Hero. »Die Schleuse wird geflutet!«

»Ich öffne jetzt das innere Tor«, kündigte Rodrigo an, als das Zischen aufgehört hatte. Er schloss wieder die Augen. Einige Momente lang geschah nichts. Wilbur starrte auf das Bild, das Heros Helmkamera übertrug, eine belanglose graue Fläche, gefangen im Kegel von Heros Scheinwerfer. Und dahinter ... gut möglich, dass Rodrigo mit seiner verrückten Idee recht behielt. Eine Schleuse in einer Apparatur, die nur einem Zweck diente: als winziges Element eines automatisierten Verteidigungswalls Angreifer zu zerstören und dabei sich selbst. Eine Schleuse und Luft. Das ergab keinen Sinn. Es sei denn ...

Das innere Schleusentor schwang auf. Heros Scheinwerferkegel tastete über einen großen, runden Raum. Er musste die gesamte Breite des Patronenschiffs einnehmen. Hero stieß sich ab, schwebte in den Raum. Der Scheinwerferkegel schwankte, blieb schließlich über einem Punkt fixiert. Glas glänzte, streute einen Teil des Lichts. Es bildete einen Kasten. Und in dem Kasten ...

»Eine Stasisbank!«, riefen Hero und Rodrigo gleichzeitig.

Wilbur schwieg, besah sich die Vorrichtung genauer. Ja, sie hatten recht. Es war eine Stasisvorrichtung, wie jene, in der die Seelenspringer Diane gelagert hatten, um ihren Krebs aufzuhalten. Nur dass Diane einen passenderen Namen dafür gehabt hatte: »Schneewittchensarg«.

Heros Scheinwerferkegel fiel auf weitere Stasisbänke. »Zehn Stück!«, flüsterte er mit einer Atemlosigkeit, die seine Aufregung verriet. »Und zwei von ihnen sind belegt. Es müssen Seelenspringer sein.« Der Kegel seines Scheinwerfers kam auf einer Frau zum Ruhen. Sie war

Asiatin und jung. Wilbur schätzte sie auf zwanzig, vielleicht fünfundzwanzig. Sie lag seitlich auf der Stasisbank, die Hände als Kissen unter den Kopf gelegt, als döse sie. Der Scheinwerferkegel machte einen Ruck und hielt bei dem zweiten Seelenspringer an. Es war ein Mann, so jung wie die Frau, mit brauner Haut. Er erinnerte Wilbur an Rodrigo.

Was hatte das zu bedeuten? Die Patronenschiffe dienten der Abwehr der Seelenbewahrer. Daran gab es keinen Zweifel. Ebenso wenig wie daran, dass sie nicht autonom, sondern nach den Befehlen einer Zentrale handelten. Rodrigo hatte mithilfe der *Superhero* diese Funktion übernommen. 60 000 Patronenschiffe gehorchten seinen Anweisungen. Sie waren dazu bestimmt, sich im Falle eines Angriffs selbst zu zerstören. Was also sollten Seelenspringer an Bord?

»Hero, komm zurück!«, brüllte Rodrigo. »Sofort!«

Der scharfe Tonfall ließ Wilbur hochschrecken. Er blickte zur Projektion seines Kameraden. Rodrigo saß wieder kerzengerade, die Augen geschlossen. Aber seine Hände wirbelten über eine virtuelle Tastatur, die nur in seiner Vorstellung existierte.

»Was ist los?«, fragte Hero verwirrt und leicht gereizt. Es gab keinen optischen Rückkanal, der Japaner konnte Rodrigo oder das, was in der *Superhero* vorging, nicht sehen. »Endlich sind wir ...«

»Später. Ich erkläre alles später. Komm jetzt, Hero!«

Wilbur hörte ein lautes Schlucken, dann sagte der Japaner: »In Ordnung.« Er stieß sich von der Stasisbank ab, und ein Aufleuchten in seinem Rücken zeigte an, dass er zusätzlich über den Anzug Schub gab. Hero beeilte sich.

Nur: wieso? Was war geschehen?

Wilbur wartete darauf, dass Rodrigo ihm eine Erklärung gab, aber sie kam nicht. Schließlich hatte Wilbur genug davon, herumzusitzen und zu warten. »Was ist los?«, fragte er.

Rodrigo beachtete ihn nicht.